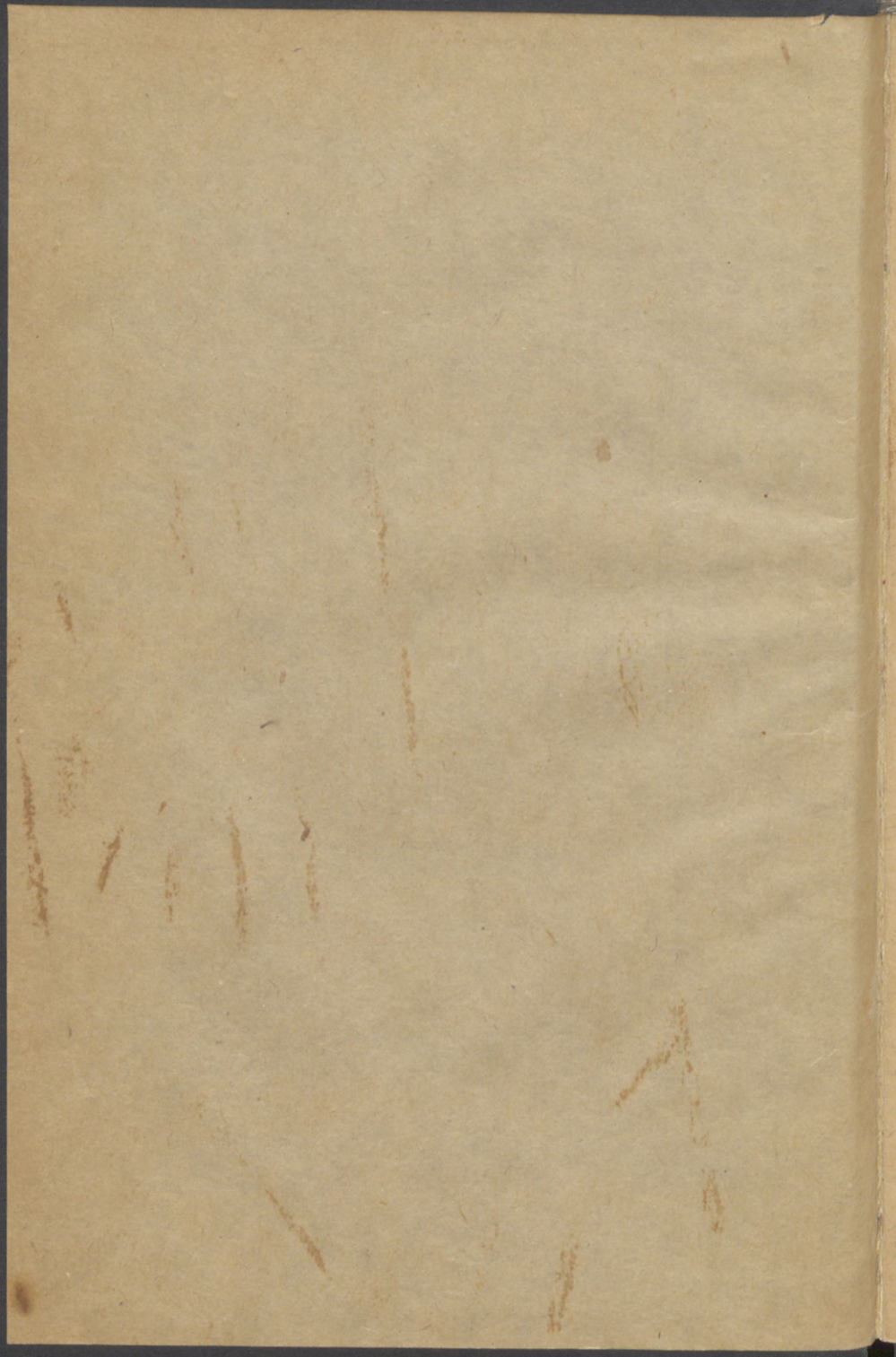


Debreceni Egyetem
Egyetemi és Nemzeti Könyvtár



000017 347198

20



S a m m l u n g
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge.

XX. Serie: 457-2, 460-1, 464-5,
467-70, 476-8.

1450

0000

DEBRECENI EGYETEMI KÖNYVTÁR
GYARAPODÁSI 1939. 11581 NAPLÓSZÁM

469

Aus dem geselligen Leben

des

1781

siebenzehnten Jahrhunderts.

~~~~~  
Von

Franz Eysenhardt.

CGH

---

Berlin SW., 1885.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüdewitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Strasse 33.

1450/469

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.



Die Lebensgewohnheiten der Völker ändern sich nicht mit einem Schlage, sondern die Vergangenheit ragt mit hundert Fäden in die Gegenwart hinein. Wenn ein Souverän nie allein ist, sondern stets mindestens von einem Hofmanne begleitet wird, so ist dies das letzte Ueberbleibsel antiker und mittelalterlicher Sitte. Ebensovienig wie im Alterthum war im Mittelalter ein vornehmer Mann jemals auf seine eigene Gesellschaft angewiesen. Die großen Adelspaläste wie sie z. B. Rom und Florenz aufweisen, haben nur unter der Voraussetzung einen Sinn, daß man sich die Herrenfamilie stets von einer ansehnlichen, nicht eigentlich Dienerschaft zu nennenden Zahl von Menschen umgeben denkt, welche in verschiedenen Abstufungen ärmere Verwandte, hülfreiche, mitspisende Freunde, und auf mannigfache Weise, theils direct theils indirect, bezahlte Diener umfaßte. Diese ganze Lebensgemeinschaft hieß und heißt — so weit sie noch besteht — auch heute familia, und im Spanischen zum Beispiel bedeutet familiar ebensowohl einen Knecht wie einen genauen Freund. Der Unterschied des Standes hat im Süden ebensovienig im Mittelalter wie im Alterthum die Vertraulichkeit ausgeschlossen.

Mit der zahlreichen Umgebung stimmte die ganze Art des Lebens überein: was unsere moderne, und besonders die nordische, Welt in ihren kleinen, abgeschlossenen Wohnräumen comfort nennt, war dem romanischen Süden unbekannt und ist es ihm zum Theil noch heute — was der Engländer unter privacy versteht,\* widersprach jener stets in Begleitung, fast öffentlich lebenden Welt und ihren Sitten vollständig. Die Heiligkeit

und Unbetretbarkeit des Schlafzimmers einer Dame ist den romanischen Völkern unverständlich: eine Italienerin begreift noch immer nicht, daß man einer Frau einen Vorwurf daraus machen kann, bei leichter Krankheit auch im Bette die Freunde des Hauses zu sprechen, und sich durch harmloses Plaudern die Zeit vertreiben zu lassen.

Freilich sitzt heute der Inhaber eines Palastes nicht mehr wie im siebenzehnten Jahrhundert von einer zahlreichen Umgebung umringt da, und holt sich aus derselben durch einen Wink den heraus, mit welchem er sich unterhalten will — aber er lebt doch noch sehr häufig mit einem, nordischer Vereinzelnung gegenüber, zahlreichen Kreise von Freunden und Bekannten zusammen, die sein Haus beleben und ihm die Zeit vertreiben helfen. Denn noch ist ein Ueberrest der Furcht vor dem Alleinsein geblieben, welche bis in's vorige Jahrhundert die Welt, um die es sich hier handelt, beherrscht hat. Vieles haben die veränderten Verhältnisse umgewandelt, und besonders die Zeitungen ersetzen häufig den Umgang, den man früher nicht entbehren wollte. Wenn die Cardinäle, die ja formell Fürsten sind, nie ohne einen sogenannten gentiluomo ausgehen, so fangen sie heut zu Tage selbst dem Römer, so gewöhnt er auch an die Sache ist, an, den Gedanken unerträglichen Zwanges und organisirter Langenweile zu erwecken. Vollends würde keine Frau in unserer Zeit den offiziellen Begleiter ertragen, der in dem Italien des achtzehnten Jahrhunderts eine so große Rolle spielte, unter dem Namen des patito oder cavaliere servente durch unzählige Reisebeschreibungen gehehrt wurde, und für so viele moralische Expectorationen über die angebliche Verderbtheit südlichen Familienlebens das Thema abgegeben hat, während er im Grunde nichts weiter war als der Ausdruck der stets nothwendigen Begleitung, das wandelnde Hinderniß der gefürchtetsten Unbequemlichkeit, der Einsamkeit: natürlich konnte er auch

zum Liebhaber werden, aber im Wesentlichen ist er nichts weniger als gleichbedeutend damit.

Der strenge Unterschied zwischen Gentleman und Nicht-Gentleman, wie ihn der Norden festgestellt hat und festhält, ist dem Süden noch heute fremd, und war besonders noch bis in's vorige Jahrhundert ganz unbekannt: beide Endpunkte der sozialen Stufenfolge, waren durch viele Zwischenglieder getrennt, und gingen ineinander über. Wenn der Connetable der Maria Mancini bei ihrer Ankunft in Rom ein Zimmer im Palaste Colonna mit den Worten zeigte: „Hier wohnte Ihr Großvater, als er noch der Kammerdiener meines Großvaters war,“ so hatte ihre Antwort: „ich weiß nicht, was mein Großvater war, aber das weiß ich, daß alle meine Schwestern sich besser verheirathet haben als ich“ — nur in der Zeit einen Sinn, in welcher man Kammerdiener eines Colonna sein konnte, ohne aufzuhören ein Edelmann zu sein.

Die deutlichste Vorstellung von jener ganzen Art zu leben gewähren die Paläste Italiens mit ihren weiten Höfen, breiten Treppen und dem Ueberflusse großer Zimmer, der heut zu Tage oft nur als Last empfunden wird, und den nordischen Ausländern wie Montaigne<sup>1)</sup> schon im sechszehnten Jahrhundert befremdlich erschien. Im Innern sind sie allerdings vielfach baulich verändert worden. Besonders ist die Haupttreppe immer mehr zum Decorationsstück herabgesunken: sie ist für die modernen Verhältnisse gewissermaßen zu öffentlich, bleibt der Dienerschaft oder den Besuchern überlassen, und wird in vielen Palästen für den internen Verkehr der Familie durch kleine Treppenanlagen ersetzt, die je nach Bedürfniß einzelne Theile verschiedener Stockwerke mit einander verbinden. Rechnet man hierzu noch die auch häufig vorkommende Combination zweier Zimmer in zwei Stockwerken (am häufigsten natürlich Mezzanin und Hauptstockwerk) zu einem Raume, durch Wegnahme der Zwischendecke<sup>2)</sup>, so bekommt man das Bild eines Hauses, welches sehr wesent-

liche Abweichungen von dem ursprünglichen Grundrisse zeigt. So sucht man allmählich behagliche und bequeme Räume zu gewinnen, und der Palast, der dazu gebaut war, Schaaren von Dienern und in irgend einem Abhängigkeitsverhältniß stehenden Leuten zu beherbergen, und dieselben auf den Steinbänken des Hofes, den Treppenstufen und den Bänken der weiten Vorzimmer herumlungern zu sehen, zerfällt nun in kleinere Complexe von Zimmern, die gegeneinander mehr oder weniger abgeschlossen sind. Ja man fängt an, die Höfe der Paläste abzusperrn: der Portier des Palastes Farnese in Rom läßt, offenbar im Auftrage des französischen Botschafters, Niemand mehr durch das Portal, und man muß sich damit begnügen die Fassade zu bewundern: kein Römer dürfte sich der Liberalität schuldig machen, die Hallen Michel Angelo's für seine Bewunderer aus der ganzen Welt zu schließen.

Man würde sehr im Irrthum sein, wenn man glauben wollte, die Sitten einer Zeit vorzugsweise aus den gleichzeitigen Romanen kennen lernen zu können. Aus der Entfernung gesehen haben derartige Dichtungen einen unendlich einförmigen Charakter: sie verfolgen gewisse im Zeitgeschmack liegende Tendenzen, variiren das jedesmalige Modethema, nach allen nur denkbaren Richtungen, und kümmern sich um das wirkliche Leben, was ja freilich für die Gegenwart sehr viel weniger interessant ist als für die Nachwelt, fast gar nicht. Ob edelfühlende Räuber, unverständene Jungfrauen, schuldloses Hirtenleben oder socialpolitisch perorirende Staatsmänner auf der romanhaften Tagesordnung stehen — es werden nur Zustände dargestellt, die ebenso beschaffen sind wie die Helden der Erzählung, denen Walter Scott droht, sie, wenn sie selbständig handeln oder denken wollen, in das Nichts zurückzuschleudern, aus welchem er sie hervorgezogen hat.

Wenn man daher für die Kenntniß dieser Zustände sehr viel mehr aus den Denkwürdigkeiten lernt, welche selbst-erlebtes

darstellen, so liegt eine Schwierigkeit darin, daß Mémoires meist nur vom Standpunkte derjenigen geschrieben sind, welche bestimmend oder herrschend auf andere Lebenskreise wirkten. Saint Simon und Grammont sind gewiß unschätzbar nach jeder Richtung, aber sie thronten hoch über einem sehr wesentlichen Theile derjenigen, mit welchen sie zusammen lebten, und die sie als unentbehrliche Ausfüllung der weiten Lücke ansahen, welche zwischen ihnen und dem wirklichen Volke bestand.

In unseren Zeiten demokratischer Vereinzlung und, wenigstens scheinbarer, socialer Gleichheit versteht man nicht, wie man sich während des Nachwirkens feudaler Lebensgewohnheiten darein finden konnte, die Unterhaltung weniger aus dem berechtigten Widerstreit gleichstehender Individualitäten und ihrer Aeußerungen als vielmehr von bestimmten, dazu besonders geeigneten Personen herzunehmen. Jener Kreis, der einen mittelalterlichen — denn in diesem Sinne dauerte im Süden Europa's das Mittelalter lange über die Reformation und Gegenreformation hinaus — Granden umgab, hatte wie im Alterthum in Rom regelmäßig einen oder mehrere Spaßmacher in sich, welche für die Belustigung der Herren und seiner Familie mehr oder weniger häufig und mit mehr oder weniger Wit zu sorgen hatten. Diese Leute sahen das Leben ganz anders an als der hochgestellte Mémoireschreiber, und erst ihre Berichte würden eine wahre und vollständige Schilderung der Sitten jener Zeiten ermöglichen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß man von Leuten dieses Schlages nicht viele literarische Aeußerungen besitzt, aber wir haben wenigstens die Mémoires eines Hausnarren aus dem siebzehnten Jahrhundert, welche für die Kenntniß der gesellschaftlichen Zustände der Zeit von außerordentlichem Interesse sind. Um dies zu verstehen muß man sich den Lebenslauf dieses Mannes vergegenwärtigen, den wir im Folgenden in all-

gemeinen Zügen schildern, indem wir aus seiner Erzählung besonders charakteristische Stellen hervorheben.

Esteban, oder wie er sich mit dem ihm gewöhnlich gegebenen Diminutiv nennt, Estebanillo Gonzalez war im Jahre 1645<sup>3)</sup> seines unruhigen Lebens müde geworden. Dies ist die einzige genaue Jahresangabe, welche einen Schluß auf sein Geburtsjahr erlaubt: er wird also wohl im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts geboren sein. Sein Vater stammte aus Salvatierra in Galizien, und erzählte dem Sohne, er (der Sohn) sei in Spanien geboren, aber in Rom getauft. Was seinen Vater bewog nach Rom überzusiedeln, theilt Estebanillo nicht mit. Obgleich der Vater von adeliger Abkunft zu sein behauptete, brachte er den Sohn bei einem Barbier in die Lehre. Estebanillo hielt es hier ebensowenig aus wie in der Schule, welche er vorher besucht hatte, lief fort, und begann nun im Alter von dreizehn Jahren sein langes Wanderleben. Zuerst ging er nach Loreto, wo er sich mit den andern Bettlern füttern ließ, dann nach Pisa, endlich nach Siena. Hier machte er die Bekanntschaft von zwei Leuten, die zusammen von falschem Spiel lebten, lernte ihre Künste, entließ ihnen aber bald wieder, und ging nach Livorno, von wo er auf einer der Galeeren des Großherzogs von Toscana nach Messina fuhr. Hier war er erst Diener eines Koches, dann eines Fähndrichs. Sein Herr diente unter Manuel Filibert von Savoyen, der mit einer Flotte von dreißig Galeeren auf Türkische Piraten Jagd machte. Estebanillo war hier als Koch beschäftigt, und kam endlich mit der Flotte nach Palermo. Nachdem er dort mehrere ähnliche Stellungen inne gehabt hatte, fuhr er nach Neapel, besuchte seinen Vater, konnte es aber bei dem zweiten Barbier, bei dem er nun in die Lehre gebracht wurde, wiederum nicht aushalten, entließ nach Neapel, und wurde in dem Hospital von Santiago de los Españoles als angeblich geprüfter und approbirter Barbier und Chirurg beschäftigt. Nachdem er dort allerhand

schlechte Streiche verübt hatte, ließ er sich von einem seiner früheren Herren, dem er zufällig begegnete, anwerben, ging mit demselben nach der Lombardei, desertirte aber mit mehreren anderen, als bekannt wurde, daß die Compagnie seines Herren Ordre hatte, nach den Niederlanden zu marschiren. Nach Rom entkommen hörte er, daß sein Vater nach Palermo gereist war, um eine kleine Erbschaft in Empfang zu nehmen. Seine Schwestern empfingen ihn sehr kalt, und thaten alles, um ihn bald los zu werden. Er ging wieder nach Neapel, fand noch einmal Beschäftigung in dem Hospital, verließ es aber zum zweiten Male, als er hörte, daß sein Vater in Palermo gestorben war. Die geringe Hinterlassenschaft hatte er schnell durchgebracht, dann fand er eine Stelle als Silberdiener im Hofhalte des Vicekönigs, aus der er jedoch bald wegen Unehrllichkeit entlassen wurde. Dann war er Gerichtsdiener, Dieb, wurde aus Palermo verbannt, ging nach Neapel, war wiederum Mitglied einer Diebsbande, half einem Werbeoffizier bei seinen Geschäfte, und benutzte endlich eine günstige Schiffsgelegenheit, um aus der Stadt fortzukommen, in der es wegen seiner zahlreichen schlechten Streiche und vielen Schulden zu heiß für ihn geworden war.

Von Barcelona, wo er landete, ging er erst nach Saragossa, dann nach Madrid, wo er wieder Bedienter war, dann durchstreifte er einen bedeutenden Theil Spaniens und Portugal's im Kleide eines Pilgers und in Gesellschaft ähnlichen Gelichters wie er selbst. Manchmal legte er diese Kleidung ab, und trieb Hausirhandel, dann war er wieder einfach Tagelöhner oder Bettler, bis er in Sevilla anfang, seinen natürlichen Verstand auf die Unterhaltung zuzuspitzen, durch die er sich später fortzuhelfen mußte.

„Ich traf“ erzählt er<sup>4)</sup> „eines Tages einen Wasserträger, dessen ehrwürdiger Bart mir so viel Vertrauen einflößte, daß ich ihn fragte, wie ich es machen könne, daß ich lebte, ohne daß

mir die Gerichtsdienere alle Tage in meine Hände sähen, obgleich sie mir doch gar nicht die Zukunft weissagen wollten. Er sagte mir, der Wein Andalusiens sei zwar sehr gut, aber das Land so heiß, daß man viel Wasser trinken müsse, zum Wasserträger aber sei Seder tauglich, auch ohne geprüft zu sein oder etwas gelernt zu haben. Ich kaufte einen Krug und zwei Gläser. Den Krug füllte ich aus dem Brunnen eines Portugiesen, dessen Wasser ungewöhnlich kalt war. Ich bezahlte jedes Mal zwei Maravedi<sup>5</sup>) dafür und verkaufte das Wasser für zwei Realen.<sup>6</sup>) Die andern Wasserträger holten ihr Wasser weit her, und ich behauptete natürlich, mein Wasser komme eben daher. Wenn die Leute mich fragten, warum denn mein Wasser kälter sei, so setzte ich ihnen auseinander, daß ich immer einen Krug in Schnee stehen hätte, während ich den andern zum Verkaufe herumtrüge. Auf diese Weise verkaufte ich an einem Tage mehr als die andern in einer Woche, und hatte lange nicht so viel Anstrengung wie sie. Abends ging ich in's Theater und die Herren benutzten meine Schlaueit und Gewandtheit zu ihren Zwecken. Man schickte mich zu den Damen, scheinbar um ihnen ein Glas Wasser, in Wahrheit aber, um Liebesbotschaften zu überbringen. Herren wie Damen tranken mein Wasser, damit ich ihre Aufträge ausrichtete, und bezahlten mir das Glas zehnmal höher als es werth war.

Indessen ist es nicht immer Sommer, das Wasser, welches ich verkaufte, bekam außerdem den Leuten schlecht, und die meisten meiner Kunden fingen an über Leibweh zu klagen. Deshalb begann ich einen Handel mit Seife, Pillen und Zahnpulver. Zuerst nahm ich gewöhnliche Seife, zerschabte sie, mischte sie mit etwas Bohnenmehl und Lavendelöl, und gab sie für Bologneser Seife aus. Ferner kochte ich Heilwurz in Wein und Gummi, ließ die Mischung im Ofen trocknen, und verkaufte sie als Moscauer Pillen. Endlich sammelte ich am Ufer des Guadalquivir Bimstein, zerrieb ihn, vermischte ihn mit einem

Stoffe, der ihm eine röthliche Farbe gab, und nannte ihn Levantinisches Corallenpulver. Meine Waaren pries ich mit allen möglichen Marktschreiereien an und machte gute Geschäfte. Am meisten halfen mir dabei die fremden Namen, mit denen ich meinen Kram ausstaffirt hatte, denn wer etwas in Spanien gut verkaufen will, muß schwören, daß es aus Dänemark oder der Schweiz oder Gott weiß wo sonst her gekommen ist: was in Spanien selbst wächst, rührt kein echter Spanier an."

Durch diesen Hausirhandel wurde Estebanillo mit einer Schauspielertruppe bekannt, deren weibliche Mitglieder sich seinen Bimsteinwaaren besonders geneigt zeigten. Aber auch hier blieb er nur kurze Zeit, da er die Theaterprinzessin, in deren Dienst er getreten war, bestahl. Er ließ sich als Soldat anwerben, desertirte, diente auf einer Galeere, entlief wieder und war wiederum abwechselnd Hausirer und Tagelöhner. Nach allerhand Diebstählen und anderen Gaunereien schiffte er sich auf einem Fahrzeuge ein, welches von Malaga nach Saint Malo in der Bretagne fuhr, ließ sich dort zum Kriege gegen England anwerben, desertirte, sobald er das Handgeld bekommen hatte, und kam nach drei Tagen nach Land<sup>7</sup>), „einem Hasenplatz“ in der Normandie. Hier wurde er zuerst als angeblicher Englischer Spion schlecht behandelt und festgesetzt, entkam dann aber nach Rouen, und verwandte hier die gewonnene Lebenserfahrung und was er an Kenntnissen besaß, in folgender Weise, die bezeugt, daß er auf der Stufenleiter der Gaunerei wieder etwas höher gekommen war.

„In dem Gasthose, in welchem ich wohnte, verschaffte ich mir etwas Asche, steckte sie in ein zusammengefaltetes Papier und bewahrte sie auf der Brust auf. Dann ging ich an die Börse und machte mich an einen Kreis portugiesischer Kaufleute heran. Ich redete sie mit der größten Demuth und Bescheidenheit an. Da meine Familie von der portugiesischen Grenze stammte, so sprach ich geläufig portugiesisch, und meine Behauptung

tung, ich sei ihr Landsmann, fand leicht Glauben. Ich bat sie um Unterstützung, damit ich nach Vienne gelangen könnte, wo ich behauptete Schulden eintreiben zu wollen. Meine Armuth erklärte ich damit, daß ich aus Portugal hätte entfliehen müssen, weil mein Vater aus Gründen, die die Herren sich leicht (wie ich sagte) denken konnten, verbrannt worden war. Die Asche meines Vaters, die ich meinem Herzen zunächst trug, zeigte ich dabei vor. Mit traurigen Mienen und Thränen in den Augen brachte man mich in das Haus Desjenigen unter ihnen, welcher der reichste zu sein schien. Sie baten mich, ihnen die Asche des Märtyrers zu geben, da sie dieselbe unter sich vertheilen wollten. Dabei küßten sie das Papier, in welchem ich sie aufbewahrte. Ich gab ihnen zu verstehen, daß ich mich nur sehr ungern davon trennte, sagte jedoch, ihnen zu Liebe wolle ich darauf verzichten, nur müßten sie mir ein wenig davon lassen: hatte ich doch in der Meerenge von Gibraltar unser Schiff dadurch aus einem schrecklichen Sturme gerettet, daß ich etwas von der Asche in das Meer streute.

Alle fingen an zu seufzen und sagten unter Thränen zu der Asche meines Vaters: „Der Gott Israels möge Dir Gnade gewähren, denn Du hast die Märtyrerkrone verdient.“ Dann vertheilten sie die Asche unter einander, gingen wieder mit mir nach der Börse und ließen bei ihren Stammesgenossen einen Handschuh für mich herumgehen, in welchem sich zuletzt fünf- undzwanzig Ducaten<sup>8)</sup> vorfanden, die mir ausgehändigt wurden. Darauf gaben sie mir einen Empfehlungsbrief an einen ihrer Correspondenten, der in Paris Geschäfte machte, und baten ihn, mir weiterhin auf meiner Reise behülflich zu sein. Außerdem ermahnten sie mich, niemals den Tod meines Vaters zu vergessen und stets des Glückes eingedenk zu sein, daß ich sein Sohn sei. Wie freute ich mich, so gut mit Leuten gefahren zu sein, die sonst nur Andere betrügen und sich niemals selbst betrügen lassen!

Auf der Reise nach Paris lebte ich wie ein großer Herr. In Paris kaufte ich ein Paar spanische Fliegen und andere Dinge, die zu meiner Beschäftigung als Chirurg gehörten. Dann ging ich in einen Gasthof im Faubourg Saint Germain, der einem spanischen Flüchtling mit Namen Granados gehörte. Abends setzte ich mir zwei Pflaster an den Hals, der natürlich in der Nacht sehr anschwell. Am nächsten Morgen ging ich mit meinem dicken und gut eingewickelten Halse in den Palast des spanischen Gesandten, Marquis von Miravel. Ich sagte, ich sei aus Galizien nach Paris gereist, um meinen Kopf heilen zu lassen, und der Almosenier des Gesandten gab mir dreiviertel Scudo zur Begrüßung und wöchentlich einen Scudo<sup>9)</sup> bis zur Genesung. Auf meinen Empfehlungsbrief bekam ich eine andere, recht ansehnliche, Unterstützung."

Bald war das Geld verjubelt und Estebanillo lebte wieder theils als Diener, theils vom Hausirhandel. Nachdem er seinen Kram, der hauptsächlich aus Nadeln bestand, los geworden war — in seiner halb schwülftigen, halb scherzhaften Sprache sagte er: „Ohne ein Strauß zu sein, hatte ich meine sämmtlichen spitzen Waaren verzehrt“ — traf er auf einen Werbeoffizier. „Der Sergeant fragte mich,“ erzählte er<sup>10)</sup>, „ob ich Soldat werden und dem allerchristlichsten Könige dienen wollte. Da ich so hungrig war, daß ich selbst einem Mameluken gedient hätte, um mich nur satt essen zu können, so antwortete ich: ja. Er führte mich zu seinem Hauptmann, der mir einen viertel Scudo Handgeld gab und mich in seine Compagnie einreichte. Er nannte mich, da er sah, daß ich meine Kameraden bei Tisch fortwährend durch meine Einfälle erheiterte, Herr von Frohsinn. Wir marschirten durch den Dauphiné und überall wurde getrunken, so daß es fortwährend hieß: abu, Monsieur de la Fortuna; abu, Monsieur de la Esperanza“ (Estebanillo meint a Vous ..). Bald desertirte er wieder, ließ sich in Livorno abermals mit acht Dukaten Handgeld anwerben, wurde nach viermonatlichem

Dienst „als klein von Körper und nicht groß von Tugend“ entlassen und ging über Biterbo nach Rom. Seine Schwestern ließen ihn aus dem Hause werfen; ein Haus, welches sein Vater hinterlassen hatte (und welches wahrscheinlich nicht ihm allein gehörte) tauschte er heimlich gegen eine Anzahl Bilder um, die er in Neapel verkaufte. Als der Erlös verschwendet war, ließ er sich wieder anwerben und fuhr mit der Flotte, welche der Marquis von Campolátaro und der Marquis von Santo Luchito commandirten, nach Spanien. Dort erstach er in der Betrunktheit einen Soldaten und suchte in einem Kloster in Barcelona Schutz, wo damals der Bruder Philipps IV., Don Fernando, Cardinal-Erzbischof von Toledo, gewöhnlich der Cardinal-Infant genannt, Vizekönig war. Aber es half ihm nichts, sein Hauptmann, der ihm Sold schuldig war, ließ ihn festnehmen und ihm den Prozeß machen.

„Wie nichts und ohne sich im mindesten daran zu kehren, ob es mir recht war oder nicht, verurtheilten sie mich“, so erzählt er<sup>1)</sup>, „eine Predigt auf der Leiter zu hören, die Leute unten mit den Hacken zu segnen und mich von den Winden hin- und herwehen zu lassen. Der Notar, welcher mir diese Nachricht überbrachte, war so freundlich, nicht einmal ein Trinkgeld dafür zu verlangen. Ich war ziemlich traurig, besonders weil mir der Gefängnißwärter nur den Rath gab, mich mit Gott zu versöhnen, ohne mir Gelegenheit zu verschaffen, meinen Frieden mit Bacchus zu machen. Um meinem Spitznamen keine Schande zu machen, probirte ich, ob der Schritt, der mir bevorstand, sich mit Vergnügen und Leichtigkeit thun ließe; aber als ich meine Hand um den Hals legte, mußte ich mir sagen: wenn das, was die Hand thut, die doch von weichem Fleische ist, schon so schmerzhaft ist, wie soll es erst mit dem Stricke sein, der doch aus hartem Grase<sup>2)</sup> gemacht ist? Deshalb kniete ich nieder, bat den Himmel um Gnade und versprach, wenn ich

dieses Mal davon käme, Buße für meine Sünden zu thun und ein besseres Leben anzufangen."

"In der ganzen Stadt verbreitete sich das Gerücht und viele Freunde kamen, um mich noch einmal zu sehen. Die meisten sagten mir, ich hätte jetzt den Weg zu gehen, den sie auch einmal einschlagen müßten, nur daß ich ihnen voraus eilte. Einige Eingeborene sagten, es sei ein Jammer, daß ich wegen einer solchen Kleinigkeit sterben sollte; Andere dagegen meinten, ich sehe wie ein Erzschuft aus. Endlich kam auch ein Franziskanermönch, der vor Eifer am ganzen Leibe schwitzte, und fragte eilig: „Wo ist der Verurtheilte?“ Ich erwiderte: „Vater, ich bin es, obgleich ich nicht so aussehe.“ Er sagte: „Mein Sohn, jetzt ist es Zeit, an Deine Seligkeit zu denken, Deine Sünden zu beichten und Gott um Verzeihung zu bitten.“ „Nein,“ antwortete ich, „Vater, ich beichte immer nur während der Fastenzeit. Soll ich aber einmal mein Vergehen mit dem Leben bezahlen, weil das menschliche Gesetz es so will, so giebt es kein göttliches oder menschliches Gesetz, welches besagt: du sollst nicht essen noch trinken. Deswegen und um nicht gegen Gottes Gesetz zu verstoßen, ersuche ich Ew. Ehrwürden, sich dafür zu bemühen, daß ich etwas zu essen und zu trinken bekomme, und nachher wollen wir von heiligen Sachen reden.“

Der Mönch war offenbar nicht sehr zufrieden mit der Art, wie ich meine Lage auffaßte, nahm ein kleines Crucifix aus der Tasche und fing an, mir von dem verlorenen Schafe und dem reinigen Schächer vorzuerzählen. Dabei schrie er so, daß das ganze Gefängniß wiederhallte, und weinte so, daß meine Zelle überschwemmt wurde. Da ich sah, daß es doch nichts half, kniete ich, obgleich ich vierundzwanzig Stunden nichts gegessen hatte, nieder und beichtete meine Sünden. Nachdem ich absolvirt war, stand ich auf und empfand das größte Mitleid mit den armen Leuten, die ja, um mich zu sehen, einen Feiertag machen und nichts verdienen würden.

Diese und andere Erwägungen bestimmten mich, eine in meinem Namen abgefaßte Bittschrift dem Marquis von Este, welcher die Cavallerie befehligte, übergeben zu lassen. Es wurde darin ausgeführt, ich sei ein Edelmann und beanspruche daher, enthauptet statt gehenkt zu werden. Ich glaubte nämlich, der Marquis würde sich nach der Wahrheit meiner Behauptungen erkundigen lassen und während Antwort aus Rom oder Salvatierra käme, würde ich Gelegenheit finden, mit einer Feile meine Ketten oder mit einem Dietrich die Thüre meines Gefängnisses unschädlich zu machen. Aber Alles war vergeblich; der Marquis antwortete, er wünsche lediglich, daß ich hingerichtet würde, und stellte die Todesart mit der größten Höflichkeit ganz in mein Belieben. Ich war ihm unendlich dankbar, nahm einen Stein und schlug damit als reuiger Sünder fortwährend auf meine Brust, wobei ich mich jedoch wohl hütete, mir den geringsten Schaden zuzufügen.

Ganz schlimm wurde mir jedoch erst zu Muthe, als ich die Glocke der Bruderschaft hörte, welche die zum Tode Verurtheilten auf ihrem letzten Gange zu begleiten pflegt. Da traten Don Francisco de Peralta und Joseph Gomez, der Eine Secretair, der Andere Barbier seiner Hoheit des Cardinal-Infanten, in mein Gefängniß ein, um mir ihr Beileid auszudrücken. Aber mein Kummer war schon vorbei; denn der Kerkermeister hatte mir zwei Pfund Brod und einen Krug Wein gebracht. Ich machte also, statt zu jammern, alle möglichen Witze und zwar zum großen Erstaunen meiner beiden Besucher, die durchaus nicht begreifen konnten, daß mir der Tod so leicht wurde. Ich setzte ihnen auseinander, daß mein Schmerz nur so lange gedauert habe wie mein Durst und daß, so wie ich genug Wein hätte, meine ganze Traurigkeit verschwinde. Ja, ich sei vergnügt darüber, nun der Welt der Gerichtsdiener und Advocaten für immer zu entgehen; wollten sie mir jedoch eine Gunst erweisen, so bäte ich sie um Folgendes: „Ich habe,“

sagte ich, „einige Sünden begangen, deren Absolution sich Seine Heiligkeit der Papst vorbehalten hat. Ich bitte die Herren also dringend, bei dem General einen Aufschub von drei Monaten für mich zu erlangen, damit ich nach Rom reisen und jene Sünden beichten kann. Als edeler Galizier schwöre ich, nach Ablauf dieser Frist zurück zu kommen und mich hinrichten zu lassen.“

Sogleich begaben sich die Beiden zwar nicht zu dem General, sondern zu seiner Hoheit dem Bizetkönig und dieselben hatten die Gnade, das Todesurtheil in eine zehnjährige Galeerenstrafe umzuwandeln. Seine Hoheit hatte von meinen Bertheidigern so viel von meinem Witz und meiner guten Laune gehört, daß mir gestattet wurde, ihm zum Dank für die erwiesene Gnade die Füße zu küssen. Dabei gestiel ich ihm mit meinen Scherzen so gut, daß er mich zum Granden von Spanien machte, indem er mir befahl, mein Haupt zu bedecken. So wäre ich sein Hausnarr geworden und hätte so viel zu trinken bekommen als ich wollte, wenn mich nicht die Prügel, die seine Pagen mir vergünstigten, und meine große Vorliebe für den Soldatenstand davon abgehalten hätten, eine so ehrenvolle und einträgliche Stelle anzutreten. Die Galeerenstrafe war mir auch erlassen worden: so verließ ich also als freier Mann den Palast und ließ mir zwei Aderlässe geben, um mich von dem ausgestandenen Schrecken zu erholen. Natürlich war darauf mein nächster Gang in eine Schänke, um durch Wein das verlorene Blut zu ersetzen.“

Obgleich nun völlig zum Buffone geworden, nahm er doch, da er keinen für ihn geeigneten Herrn fand, wiederum Dienste als Soldat, desertirte aber und trieb sich in Mailand herum, indem er seinen Lebensunterhalt auf die schmutzigste Weise gewann. Dann war er halb Koch, halb Soldat, kam nach Tirol, dem Elsaß und Burgund und endlich, jedoch mit einem andern Herrn, nach Baiern. Wie er sich halb als Schalk, halb als Dieb forthat, geht aus folgender Schilderung<sup>13)</sup> hervor.

„Wir waren im Hause eines reichen Mannes einquartirt,

den seine Diener als begütert darstellten, der aber selbst arm zu sein behauptete. Ich war der einzige, der sich mit ihm verständigen konnte, da ich lateinisch mit ihm sprach, während er kein Wort Spanisch verstand. Ich setzte ihm mit ernster Miene auseinander, daß mein Herr ein sehr vornehmer Mann und ich sein Fourier, Majordomo und Koch sei. Zuerst verlangte ich die übertriebenste Menge Proviant für die Dienerschaft, und als sich der Deutsche ganz entsetzt bekreuzigte und sagte: „Wenn so viel für die Dienerschaft verlangt wird, so giebt es ja in unserem ganzen Dorfe nicht genug für den Herren,“ erwiderte ich: „mein Herr ist so edelmüthig, daß es ihm mehr darauf ankommt, daß seine Dienerschaft wohl versehen ist, als daß er selbst Ueberfluß hat. Er ist ganz zufrieden, wenn er ein Füllsel mit Ei bekommt.“ Er kannte das Gericht nicht und fragte wie es gemacht würde. Ich sagte, er solle ein Ei, eine junge Taube, zwei Wagenladungen Kohlen, einen Schuflicker mit Ahle und Pfriem und einen Todtengräber mit seiner Schaufel herkommen lassen; dann wollte ich ihm zeigen, wie es gemacht würde. Ganz voll von Angst und Staunen ging unser Wirth fort und ließ das Verlangte herbeibringen. Ich öffnete die Taube mit meinem Messer, that das Ei hinein, nachdem ich die Eingeweide herausgenommen hatte, und sagte: „jetzt wird diese Taube in ein Rebhuhn gesteckt, das Rebhuhn in eine Henne, die Henne in einen Capaun, der Capaun in einen Fasan, der Fasan in eine junge Ziege, die Ziege in einen Hammel, der Hammel in ein Kalb und das Kalb in eine Kuh. Natürlich muß Alles vorher gewaschen, gerupft oder enthäutet und gespickt sein, nur die Kuh behält ihr Fell. Dann kommt der Schuster und näht das Ganze zusammen und der Todtengräber macht eine tiefe Grube. Unten kommt die eine Wagenladung Kohlen hinein, darauf wird die Kuh mit ihrem Inhalte gelegt und auf die Kuh kommt die zweite Ladung Kohlen. Endlich werden die Kohlen angezündet und das Ganze schmort vier Stunden, nicht

mehr, noch weniger. Ich sage Ihnen, das giebt das schönste Gericht von der Welt. Die alten Kaiser aßen es am Krönungstage.“

Der arme Mann war völlig versteinert und glaubte mir Alles aufs Wort. Indessen verständigten wir uns Beide: ich redete meinem Herren vor, unser Quartiergeber sei sehr arm und dieser zeigte sich gegen mich außerordentlich erkenntlich. Aber die Sache kam heraus, mein Capitän kam mit einem Stocke bewaffnet in die Küche hinunter und klopfte mir den Staub so gründlich aus, daß er vier Tage lang wegen Krankheit seines Koches nur kaltes Fleisch essen konnte.“

Nach verschiedenen Wechselfällen gerieth Estebanillo in den Niederlanden in Gefangenschaft und wurde endlich vor den Gouverneur von Maestricht, Herzog von Bouillon, geführt, der gerade bei Tische saß und ihn fragte, wie viel er für seine Freilassung bezahlen wolle. „Herr,“ erwiderte<sup>14)</sup> er, „ich bin kein Soldat sondern ein Cavalier, der auf Abenteuer ausgeht. Unter Spaniern heiße ich Estebanillo Gonzalez, unter den Franzosen Monsieur de la Alegreja. Mein Stand ist ein Schelm zu sein und meine Kunst ist der Spaß; dieser Stand und diese Kunst haben ihre Privilegien und ihnen zu Folge bin ich frei und darf nicht gefangen gehalten werden. Wenn Jeder von den Soldaten, die mich gefangen genommen haben, für seinen Antheil einen guten Streich und Ew. Excellenz für sich vier Späße haben will, so bin ich bereit, mich damit loszukaufen, und die Herren werden sämmtlich zufrieden sein; wo nicht, so kommen sie noch schlechter weg und das beste Geschäft mache ich selbst; denn, nachdem ich offenbart habe, wer ich bin, habe ich ein unbestreitbares Recht, in diesem Hause hier zu leben, da es das vornehmste Haus der Stadt ist; bin ich aber erst einmal darin, so werden die Herren ja sehen, wie der Wein abnehmen und endlich der schrecklichste Durst alle Bewohner desselben hinraffen wird.“

Der Herzog hörte mich mit Vergnügen an, alle seine Gäste lachten und man gab mir zu essen. Es wurde mir so viel zuge-  
getrunken, daß ich, wenn ich nicht ein guter und geübter Schiffer  
gewesen wäre, in diesem Meere von Wein meinen Untergang  
gefunden hätte. Nach Tisch gab mir der Herzog meine Freiheit  
und schenkte mir zwei Doublonen<sup>15)</sup> als Reisegeld.

Auf dem Wege traf Estebanillo den Capitän Bernabó  
Visconti, den er mit so gutem Erfolge erheiterte, daß er ihn  
ebenfalls beschenkte, in seinem Wagen mit fahren ließ und mit  
dem Manne bekannt machte, in dessen Kreisen er sich von nun  
an bewegte und den er auch in der Widmung seines Buches  
als seinen Herren bezeichnete, den Grafen — denn das war er  
damals noch — Ottavio Piccolomini, kaiserlichen General in  
den Niederlanden.

„Der Graf,“ erzählt<sup>16)</sup> Estebanillo, „hatte von meinen  
Eigenschaften erfahren und freute sich Jemand zu haben, mit  
dem er sich manchmal amüsiren konnte, da er nicht bloß immer  
an Gewinnung von Schlachten und Eroberung von Festungen  
denken mochte. Da es gerade Zeit zu speisen war, so wurde  
eine Mahlzeit aufgetragen, wie sie sich für einen solchen Mann  
geziemte. Er lud mich ein, mit ihm zu speisen, und ein Diener  
setzte mir einen Stuhl an den Tisch, aber, was ich noch niemals  
gesehen hatte, rückwärts, das heißt mit der Lehne gegen die  
Tafel gerichtet. Als ich den Stuhl umdrehen wollte, sagte der-  
selbe Diener, das dürfe ich nicht, denn er habe mir das gegeben,  
was mir zukomme. Mir lag weniger an einem bequemen Sitz  
als an ordentlichem Loslegen und so machte ich denn, so schlecht  
ich auch im Sattel saß, trotzdem eine ordentliche Reise bei Tische  
durch.

Nach der Tafel fing das Trinken an und zuletzt blieb ich  
mit Sr. Excellenz und dem Hauptmann, der mich ihm vor-  
gestellt hatte, allein. Die Herren schlugen mir vor, ein Spielchen  
zu machen. Jeder legte eine handvoll Goldstücke auf den Tisch

und ich, der ich kein Geld hatte, setzte Siege ein, die so und so viel gelten sollten. Nun hätte ich freilich als Christ dieses Spiel eigentlich überhaupt nicht spielen dürfen, denn ich konnte nur gewinnen und sie nur verlieren, da ich, wenn ich verlor, Prügel gewann — Prügel aber habe ich mir immer, wenn es darauf ankam, zwanzig für einen Heller geben lassen — und wenn die Herren gewannen, so litt ihre Börse, ebenso wie ihnen ihre Finger von dem Prügeln wehe thun mußten. Seine Excellenz ließ mich — wohl aus Großmuth — sechs Goldstücke gewinnen, der Hauptmann dagegen gewann von mir dreißig, die er sich auf meinem Rücken zu meiner eigenen Zufriedenheit, wie zu allgemeiner Freude durch die Pagen auszahlen ließ.

Nachdem das Spiel beendet war, fragte ich den Diener, welcher mir den Stuhl gegeben hatte, warum er ihn verkehrt hingesezt habe. Er antwortete: „den Edelleuten, welche unser Herr einladet, wird der Stuhl gerade hingesezt, den Narren, die mit bei Tische sitzen, verkehrt.“ Ich dachte bei mir selbst: „mein Vergnügen ist meine Ehre; was hilft's mir, wenn mein Vater Brod heißt, und ich muß hungern?“

Ottavio hatte den Spazmacher bald vergessen, denn er reiste noch an demselben Abend nach Brüssel ab, und Estebanillo war sehr erstaunt, sich plötzlich ganz verlassen und ohne irgend welche Anweisung über sein weiteres Schicksal zu finden. Da gab ihm der Marquis Mattei Geld, um seinem Patron nachzuzureisen. Er fand ihn in Brüssel, und begleitete ihn in seinem Gefolge und in seiner Livrée nach Wien, wo er der Kaiserin Maria die Hand küssen durfte, und durch die von derselben ertheilte Erlaubniß, seinen Hut, weil er sehr klein war, aufzusetzen, so stolz wurde, daß er den thätlichen Spott der Pagen herausforderte, und auf seine Klagen keine andere Antwort zu hören bekam als etwa: „das ist der Nachtiß für die Mahlzeit der Hofnarren.“

Seinen Herren fand er dann in Flandern, kurz vor der

Schlacht von Thionville wieder, nach welcher ihn der Kaiser in Anerkennung seiner guten Dienste zum Herzog von Amalfi machte, ein Titel, welchen von Ottavio's Familie zuerst Antonio Piccolomini, Nepot des Papstes Pius II., von Raimondo Orsini, Fürsten von Salerno, geerbt hatte, und der später mit Ottavio, der bekanntlich nie einen Sohn gehabt hat, erloschen ist: kein Mitglied der Familie Piccolomini scheint Lust gehabt zu haben, den Titel zu führen, den der Verräther besetzt hatte.

„Da ich den Sieg“, erzählt<sup>17)</sup> Estebanillo“, „für ganz sicher hielt, so hat ich den Grafen, mich als Courier mit der Siegesnachricht nach Wien zu schicken. Er aber antwortete mir: Señor Estebanillo, Ew. Gnaden sind zum Courier sehr brauchbar, für eine Schlacht jedoch allzu feige. Da ich nun doch weiß, daß Dieselben nicht kämpfen, sondern sich ebenso furchtsam benehmen werden, wie in der Schlacht von Nördlingen, so sehen Sie sich auch hier auf einen Hügel, und sehen Sie sich die Sache mit an. Sollte Gott mir den Sieg gewähren, so eilen Sie mit der Meldung fort: ich weiß, daß dieser Dienst Ihnen mehr eintragen wird, als wenn Sie sich damit aufhalten wollten, auf dem Schlachtfelde zu plündern.

Ich folgte, um meine Reise nicht durch einen der unberechenbaren Zufälle des Krieges verhindert zu sehen, diesem Rathe, suchte mir eine Anhöhe aus, etwa zwei spanische<sup>18)</sup> Meilen von beiden Heeren entfernt, und sah zu, wie mein Herr Wunder der Tapferkeit verrichtete, und den Feind besiegte. Darauf verließ ich meinen Standort, um die Siegesbotschaft zu überbringen. Als ich aber auf dem Wege einen von unseren Marketendern traf, that ich, als wäre ich bei dem ersten Zusammenstoß beider Armeen zugegen gewesen, und trank so viel auf das Wohl meines Herren, daß ich nach einer Viertelstunde viel mehr Lust zu schlafen verspürte, als danach, die Post zu reiten. Da wurde plötzlich eine Kanone gelöst, und wenn es auch nur ein Freuden schuß wegen des ersehnten Sieges war,

so erschrak ich doch so entsetzlich, daß ich vom Pferde fiel, und mich dabei etwas verletzete, so daß Blut zu fließen begann. In meiner Angst glaubte ich, eine Kugel habe mich getroffen, und fing an, laut nach einem Priester zu schreien. Der Marktender und einige andere Leute kamen herbei, ich sagte ihnen, eine Kanonenkugel habe mir das Bein zerschmettert, und wurde, da die Leute es selber glaubten, aufgehoben, auf den Wagen des Marktenders gelegt und in die Stadt gefahren.

Man brachte mich in ein gutes Wirthshaus, und legte mich ins Bett. Ein Chirurg war nicht gleich zu finden, da alle Aerzte mit den verwundeten Soldaten beschäftigt waren. Endlich nach vier Stunden, als ich schon ganz fest schlief, kam ein Wundarzt mit einem halben Duzend Gehülften herein, die mich, da sie gehört hatten, ich sei ein Lieblingsdiener des siegreichen Feldherrn, mit großer Sorgfalt zu behandeln gedachten. Kaum im Zimmer, kramten sie ihre Sachen, Messer und sonstigen Instrumente aus und ließen Charpie zurecht machen und Salben vorbereiten. Als alles fertig war, ließ der Chirurg mich wecken, um das Bein zu besichtigen. Nach langer Mühe gelang es, mich aus meinem Schlafe aufzustören, ich setzte mich aufrecht in meinem Bette hin, und war sehr wenig erbaut, als ich so viele Raben mit ihren anatomischen Werkzeugen zu meiner Zerlegung bereit sah. Ich entblößte das Bein, der Arzt nahm ein Licht, setzte seine große Brille auf und besah die Wunde. Als er aber nur eine kleine Schramme bemerkte, sagte er: „Sie wollen mich wohl zum Besten haben, da Sie mich kommen lassen, um Ihre eingebildeten Wunden zu heilen?“ Ich erwiderte: „möchten Sie mich in den Zustand versetzen, in welchem ich mich befand, als ich Sie rufen ließ: dann würden Sie einsehen, daß die Wunde, wenn sie auch nur eingebildet war, mir dennoch damals eine wirkliche Wunde zu sein schien. Damit Sie jedoch nicht umsonst gekommen sind, so nehmen Sie dieses

Goldstück, und erzählen Sie nicht weiter, was sich hier ereignet hat.“ Lachend verließen alle mein Zimmer.

Ottavio wollte sich über die Sache todtlachen, Estebanillo aber ließ sich, durch seine vielfachen Courierreisen angegriffen, am Hofe des Cardinalinfanten in Brüssel häuslich nieder: „obgleich ich keine bestimmte Stelle bekleidete“, erzählt<sup>19)</sup> er, „so empfing ich doch alle Tage meine Ration und alle Stunden irgend einen Vortheil. Da ich jetzt aus dem Spaßmacher einer Excellenz der einer Königlichen Hoheit geworden war, so nahm ich ein gewichtiges Wesen an, wie es sich für eine so erhabene Stellung schickte. Wie andre Leute Hunde, Affen oder sonst welche Thiere gerne haben, so hatte Seine Hoheit eine lebhaftere Zuneigung zu mir, und bethätigte dieselbe dadurch, daß er mir viele schöne und kostbare Kleider machen ließ. Ging er auf die Jagd, so mußte ich mitreiten; fuhr er spazieren, um sich von seinen Regierungsorgen zu erholen, und seinen Unterthanen die Freude seines Anblicks zu gönnen, so saß ich neben ihm im Wagen. Bei diesem Leben befand ich mich so wohl wie der Fisch im Wasser. Freilich fehlte es nicht an Leuten, die mir mein Glück mißgönnten, und mich aus meiner Stellung zu verdrängen suchten. Dabei vergaßen meine Nebenbuhler ganz, daß sie nur ebenso witzig und unterhaltend zu sein brauchten, wie ich, um dieselben Vortheile zu erndten.

Aber der Haß, der mir auf allen Wegen entgegengebracht wurde, machte mich klug. Ich suchte möglichst viel Geld zusammenzuscharren, um für die Zukunft gesichert zu sein. Deshalb fertigte ich eine Liste aller Fürsten, Herzöge, Grafen und Barone des Landes an, schrieb die Wohnung neben die Namen derselben, und besuchte sie allmählich sämmtlich, aber, wohl gemerkt, immer nur, wenn sie bei Tafel saßen. Das ist die beste Zeit, wenn einer etwas haben will; denn große Herren sind Morgens beim Aufstehen gewöhnlich übelgelaunt und Abends haben sie den Aerger über die Geschäfte und die Gläubiger noch

in sich. Und wirklich fand ich bei meinen Besuchen solche Freigebigkeit, daß mir Flandern als das schönste Land von ganz Europa erschien. War ich einmal schlechter Laune oder traurig gestimmt, so besuchte ich Niemand, da es ja nicht mein Amt war, mich von andern erheitern zu lassen, sondern selber Andere zu erheitern.“

Der Cardinal-Infant starb, wie Mademoiselle von Montpensier meint,<sup>20)</sup> an Gift, weil die Absicht bestand, ihn mit Französischer Hülfe und als künftigen Gemahl dieser Dame, der Tochter des Herzogs Gaston von Orleans, zum Herrscher der Niederlande und diese unabhängig von Spanien zu machen. Er war erst zweiunddreißig Jahre alt geworden, und erfreute sich, wie auch aus Estebanillo's Erzählung hervorgeht, in den Niederlanden wie in Spanien der größten Beliebtheit. Nach seinem Tode erreichte es Estebanillo, daß Ottavio Piccolomini, den er nun wieder „seinen Herren“ nennt, ihn zu sich nach Deutschland beschied. „Ich kam in Wien an“, erzählt<sup>21)</sup> er, „und stellte mich sogleich Ihren Kaiserlichen Majestäten vor. Ehe ich in den Audienzsaal trat, hatte mir der Kaiser verbieten lassen, den Namen des Cardinalinfanten auszusprechen, weil es die Kaiserin nicht ertragen konnte, an ihren verstorbenen Bruder erinnert zu werden. Die Majestäten freuten sich sehr darüber, mich zu sehen und zu hören, und befahlen, mich nach meiner langen Reise — denn ich war noch in keinen Gasthof gegangen — zu restauriren. Dann küßte ich dem Marquis von Castellarodrigo, der als Gesandter Seiner katholischen Majestät in Wien lebte, die Hand. Er nahm mich in seinen Schutz, und ich verlebte einige Tage in seinem Hause so angenehm, daß ich meine Stellung nicht mit der eines Statthalters einer reichen Provinz vertauscht hätte.

Jetzt hörte ich, daß mein Herr auf der Reise nach Wien sei. Ich ging ihm entgegen, warf mich vor ihm nieder, und bat ihn um Verzeihung dafür, daß ich drei Jahre lang in an-

deren Diensten gestanden hatte. Meine Entschuldigung war, daß ich krank war, als er aus Flandern abreiste, und daß ich Diener eines Urenkels Carls des Fünften gewesen war. Seine Excellenz ließ mich aufstehen und mein Haupt bedecken, und sagte, er sei nicht würdig, einen Mann in seinem Dienste zu haben, welcher zum Gefolge eines so großen Fürsten gehört habe.

Als Seine Excellenz seinen Palast betrat, ordnete er an, daß ich alles unter mir haben und gut einrichten sollte, was zum Küchendepartement gehörte. Wie alle Leute, die nichts sind und etwas werden, nahm ich den Knüppel ordentlich in die Hand, und wurde Tyrann und absoluter Herrscher in Küche, Keller, und Speisekammer. So wurden alle im Hause meine Feinde. So lange mein Herr in Wien war, ging die Sache, und ich bekam viele Geschenke außerhalb des Hauses und lebte im Hause herrlich und in Freuden — als er aber abreisen mußte, um das Commando der kaiserlichen Armee zu übernehmen, fielen meine Feinde über mich her, prügelten mich, und warfen mich auf die Straße.

Darauf nahm ich die Post und ritt meinem Herren nach. Nach einigen Tagen traf ich ihn in Mähren in einem Orte mit Namen Hellbrunn an. Ich beschwerte mich bitter über die Behandlung, die ich erfahren hatte. Er versprach mir Genugthuung zu verschaffen, aber die Folge war bloß, daß jene im Hause und ich mit meinen Prügeln draußen blieb.

Als der Erzherzog Leopold zu uns stieß, gab ihm mein Herr ein großes Gastmahl, bei welchem zu seinen Ehren nach deutscher Art getrunken wurde. Was mich anbetrifft, so trank ich nach Arten aller Sprachen, die bei der Babylonischen Verwirrung gesprochen wurden, und fiel denn auch nach allen möglichen menschlichen Arten zu Boden, um endlich einzuschlafen.

Ganz früh am nächsten Morgen marschirten wir gegen die Schwedische Armee, welche die Festung Brieg belagerte. Die

Schweden hoben bei Annäherung unseres Heeres die Belagerung auf und steckten Reife<sup>22</sup>), welches sie ebenfalls aufgaben, in Brand. Der Erzherzog hatte von meinen vorzüglichen Eigenschaften gehört, und schickte mich mit den guten Nachrichten als Courier nach Wien.

Ich stieg, nachdem ich so schnell wie möglich geritten war, im Schloßhose in Wien ab, und händigte dem Grafen Buchhain meine Depeschen ein. Der ganze Hof nahm mich mit Vergnügen auf, und alle beschenkten mich, da ich nicht nur durch meine heitere Laune und meine Scherze zur Erheiterung beitrug, sondern auch gute Nachrichten überbrachte. Seine Kaiserliche Majestät machte mir eine kostbare goldene Kette zum Geschenke und ließ mich mit kaiserlichen Depeschen zur Armee zurückgehen.

So diente ich während des ganzen Feldzuges als Courier. Aber nicht immer hatte ich ernste und wichtige Geschäfte zu besorgen, manchmal war auch noch etwas Zeit zu Scherz und Lustigkeit übrig. Wir belagerten eine Stadt mit Namen Glogau, an der Grenze von Polen und Pommern (sic). Mein Herr besuchte häufig die Laufgräben. Eines Morgens nahm er mich, um meinen Muth — den er im Uebrigen genugsam kannte — auf die Probe zu stellen, mit sich dorthin, um mich, wie er sagte, zu einem tapferen Krieger zu machen. Wir überschritten die Oder, welche mitten durch die von uns belagerte Festung fließt, und näherten uns den Mauern, von wo aus der Feind uns eine große Anzahl Pillen entgegenschickte, die mehr gepfeffert als gezuckert waren.

Ich sagte meinem Herren, diese Art Frühstück gefalle mir durchaus nicht, und bat ihn, mich zurück ins Quartier gehen zu lassen, da ich mit Vergnügen auf den Ruhm verzichte, der hier zu gewinnen sei. Er erwiderte mir, ich solle ruhig bleiben, da ich auf diese Weise Ehre und guten Namen gewinne. „Ich versichere Ew. Excellenz“, sagte ich, „daß mir an der Ehre nicht

das mindeste liegt. Ich will nichts verdienen als Geld, und das in Ruhe und Frieden.“

In diesem Augenblicke schlug eine Kanonenkugel dicht bei uns ein. Im ersten Augenblicke nahm ich mich noch zusammen, weil mein Herr neben mir stand, dann aber, als ich sah, wie ein Soldat tödtlich getroffen niederfiel, lief ich fort so schnell ich nur konnte, und kam ganz außer Athem in unserem Quartier an. Dort kroch ich auf den Boden, und versteckte mich im Stroh. Nach einer Stunde kam der Herzog an, und fragte nach mir. Ein Page sagte, ich stecke im Stroh wie eine Mispel, die reif werden soll. Er ließ mich herunterkommen und sagte: „Schurke, wie könnt Ihr so feige sein, in meiner und der ganzen Armee Gegenwart davonzulaufen?“ „Herr“, erwiderte ich, „wer hat denn Ew. Excellenz gesagt, daß ich muthig bin, und wann habe ich mich jemals weniger feige benommen als heute? Wenn Ew. Excellenz mich deswegen aus Flandern zu sich entbieten ließen, damit ich als Soldat dienen sollte, so sind dieselben von meinen Eigenschaften nur mangelhaft unterrichtet: denn wie es Erzpriester unter den Priestern giebt, so bin ich das Erzhuhn unter allen Hühnern.“

Der Herzog fing an zu lachen, und sein Zorn war vergessen.

Nach acht Tagen war unser Heer gezwungen die Belagerung aufzuheben, weil der Feind mit überlegenen Kräften zum Entsatz heranrückte. Seine Hoheit der Erzherzog sandte mich mit Depeschen an den König und die Königin von Polen ab. Ich ritt die Post in Gesellschaft eines Kammerdieners des Großherzogs von Toscana, welcher die Nachricht von der glücklichen Geburt eines Thronerben zu überbringen hatte, und so freigebig gegen mich war, daß er während der ganzen Reise für mich mit bezahlte.

Am Polnischen Hofe angekommen übergab ich Seiner Majestät sogleich meine Depeschen. Da mich der König nicht kannte,

und nicht wußte, wes Standes ich sei, so behandelte er mich mit der größten Höflichkeit, und befahl mir, ich solle mich ausruhen, bis er mich mit der Antwort abfertigen könne.

Darauf begab ich mich zur Königin, welche aus dem Schreiben ihres Bruders des Erzherzogs ersah, wer ich war. Sogleich befahl sie mir, mich zu bedecken, ließ mich beschenken und ihren Leuten den Auftrag geben, sich des Herrn Gesandten anzunehmen. Als der König nun auch vernahm, wer ich eigentlich war, lobte er mich wegen des unverbrüchlichen Ernstes, mit welchem ich meinen Auftrag bei ihm ausgerichtet hatte.

Nach drei Tagen wurde ich mit einem Geschenk von dreihundert Ducaten entlassen. Die Königin gab mir unter andern Briefen einen an ihren Bruder gerichteten mit, worin sie ihn bat, zu veranlassen, daß ich, wenn ich etwa einmal als Courier nach den Niederlanden gehen sollte, ihr Spitzen und eine nach Französischer Mode gekleidete Puppe mitbrächte, damit ihre Schneider danach ihre Kleider anfertigen könnten, da ihr die Polnische Mode nicht gefiel.

Durch Deutschland konnte ich der feindlichen Truppen wegen nicht zurückreisen, ich ging also über Ungarn. In Wien gab mir der Marquis von Castel-Rodrigo ebenfalls Depeschen für die Armee. Dann ging ich über Prag nach Dresden, wo ich erfuhr, daß das Kaiserliche Heer in Verfolgung der Schweden auf Leipzig marschire. Ich reiste so schnell weiter, daß ich vierundzwanzig Stunden später, eine Meile vor Leipzig, beide Heere in Schlachtordnung aufgestellt vor mir sah.

Aber hier ging es mir schlecht. Als mein Pferd die Trompeten und Trommeln hörte, wollte es den Marsch der Bataillone mitmachen. Ich dagegen hatte nicht die geringste Lust, mich in den Bereich des Feuers zu begeben, und wollte mich möglichst schnell aus der Nähe der Truppen entfernen. So waren wir beide ganz verschiedener Meinung. Als ich hin und her überlegte, was ich thun sollte, kam ein Bataillon der Kaiserlichen

auf mich zu. Man erzählte mir, die Schlacht sei im Begriffe verloren zu werden, weil die Cavallerie des linken Flügels geschlagen sei. Da ich Courier war, so glaubten sie, ich müßte alles wissen, und fragten mich, wohin sie flüchten könnten. Ich antwortete ihnen, das sollten sie nur meine Sorge sein lassen.

Ich führte sie, indem ich vor Angst mehr todt als lebendig war, so schnell als möglich fort, und quartierte sie mit Anbruch der Nacht in einem Dorfe ein, welches zwanzig Meilen von dem Schlachtfelde entfernt war: ich bin überzeugt, daß, wenn ich so schnell im Angreifen wie im Fortlaufen wäre, mir schon viele Vorbeeren hätten zufallen müssen. Meine Escorte bestand aus mehr als zweitausend Mann, so daß mein Verdienst, eine so große Zahl Soldaten gerettet zu haben, nicht gering war.

In dem Dorfe waren zahlreiche Marketender, welche mit einem großen Wagenpark zu unserer Armee stoßen wollten, ohne eine Ahnung von der Niederlage derselben zu haben. Ich hielt also mit den meinen einen Kriegsrath, und ließ mich als Spion abschießen, um die Gelegenheit eines Angriffes auszukundschaften. Nach einer Viertelstunde, in welcher ich ihre Anzahl und alles andere nothwendige in Erfahrung gebracht hatte, kam ich zurück, und griff mit den Soldaten, die mich begleiteten, die Marketender mit großem Muth an.

Die unsrigen nahmen das Dorf mit Sturm. Die Dunkelheit der Nacht erhöhte die Verwirrung, und überall hörte man das Geschrei der Marketender, die sich plötzlich angegriffen sahen, die Angstrufe ihrer Weiber und Kinder, und das Krachen der gewaltsam aufgebrochenen Kisten und Kästen. Jedes Faß Wein, jeder Koffer mit irgend welchen Sachen hatte einen ernstn Angriff zu bestehen. Von Mitleid war keine Rede, denn weil die Soldaten fest überzeugt sind, daß die Marketender sie betrügen, und ihnen all ihr Geld abnehmen, so war jeder Soldat zu einem Nero geworden.

Da ich die Sieger zu dieser glänzenden Waffenthät geführt

hatte, so wollte ich auch meinen Antheil an der Beute haben. Ich vertraute also mein Pferd einem Soldaten, der sich für meinen Freund ausgab, zur Bewachung an, um mir unter den Pferden der Marktender ein noch besseres als meins war, auszusuchen. Den Mantelsack mit den Depeschen nahm ich unter den linken Arm, zog den Degen und griff die Wagencolonne der Marktender an. Ich fand aber nichts als Jammer und Schreien, und mußte unverrichteter Sache wieder abziehen.

Nun ging ich zu der Stelle zurück, wo ich mein Pferd in der Obhut des Freundes gelassen hatte; aber beide waren verschwunden. Es blieb mir nichts weiter übrig als mit meinem Mantelsacke zu Fuß der Flucht unserer Truppen zu folgen.

Ein Oberst, den ich unterwegs antraf, fragte mich, wie es komme, daß ich zu Fuß gehe. Ich erwiderte ihm, daß eine Kanonenkugel in der Schlacht das Pferd unter mir getödtet habe. „Nun, Estebanillo“, sagte er, „dann kannst Du von Glück sagen, daß die Kugel Dich selber nicht mitgenommen hat. Es ist ein Wunder an Dir geschehen! Künftig mußt Du nun aber auch ein guter Christ sein.“

Ich marschirte in aller Gemächlichkeit, bis ich nach Prag kam, wo ich seine Hoheit den Erzherzog Leopold und meinen Herren fand. Sie waren damit beschäftigt, die Ueberbleibsel des Heeres zu sammeln. Seine Hoheit fragte mich, wie es mir in Polen gegangen sei. Ich machte eine glühende Beschreibung von der guten Aufnahme, die ich gefunden hatte. Dann wünschte er zu wissen, warum ich zu Fuß ankam. Ich setzte ihm auseinander, daß ich bei der Armee anlangte, als die Schlacht schon begonnen hatte. Da ich sah, daß Seine Hoheit in Gefahr waren, so hätte ich mich auf ein Scharmügel mit dem Feinde eingelassen, aber den kürzeren gezogen, und mich flüchten müssen. Mein Pferd sei zuletzt so ermüdet gewesen, daß ich es hätte liegen lassen müssen, und sei dann zu Fuße weiter gegangen.

Der Erzherzog glaubte alles, was ich ihm erzählte, da er nichts von der Marktenderschlacht wußte. Er las die Briefe, welche ich ihm überbrachte, und schenkte mir zur Belohnung meiner Dienste Geld, um mir ein anderes Pferd kaufen zu können.

Darauf begab ich mich zum Herzoge von Amalfi, dem ich dieselbe Geschichte erzählte, obgleich ich nicht erwarten konnte, daß er mir, bei der Kenntniß, die er von meinem Muthye besaß, Glauben schenken würde.

Am nächsten Tage schickte mich seine Hoheit mit einer Depesche an Seine Kaiserliche Majestät nach Wien. Außerdem sollte ich eine andere Depesche an die Flandrischen Stände überbringen. Als Reisegeld händigte er mir dreihundert (Spanische) Thaler ein. Ich verabschiedete mich bei meinem Herrn, der mir eine Depesche an Don Francisco de Melo mitgab.

Ich ritt Post nach Wien, und gab meine Depeschen in Wien ab. Von der Schlacht erzählte ich Wunderdinge, und tischte den Leuten die fabelhaftesten Lügen auf."

Nach verschiedenen Courierritten kommt Estebanillo wieder nach Polen. „Die Königin, welcher ich meine Depeschen, die Spitzen und die Puppe überbrachte, behandelte mich mit der Freundlichkeit, die ich bei Kaisern und Königen stets in höherem Grade gefunden habe, als bei gewissen anderen Leuten, die sich Hoheit nennen lassen. Die vornehmen Polen überhäufsten mich, als sie sahen, wie gnädig die Königin gegen mich gesinnt war, mit Geschenken, und füllten meinen Leib mit Wein an. Sehr zu Statten kam mir dabei meine Kenntniß des Latein, weil ich mich sonst mit Niemand hätte verständlich machen können. Polnisch ist sehr schwer und die Herren Polen kennen unsere<sup>23)</sup> Sprache gar nicht: höchstens gebrauchen sie den Ausdruck Herrlichkeit, wenn sie mit einem sprechen, nach Italienischer Sitte, weil in Polen viele Italienische Kaufleute leben.

Ihre Majestäten reisten nach Lithauen ab, wo sie nach den

Reichsgesetzen ein Jahr, im Verhältnisse zu zwei Jahren Aufenthalt in Polen, zubringen müssen. Lithauen ist ein sehr kaltes Land mit ungeheueren Waldungen und der größte Wald ist der von Biala-Bere<sup>24</sup>), in welchem Seine Majestät an einem einzigen Tage sechs Büffel erlegte. Die Büffel dieser Wälder sind stark behaart und so wild, daß ihr bloßer Anblick Schrecken einflößt.

Wo Ihre Majestäten für die Nacht einkehrten, wurden sie von dem Herren des Orts nach Polnischer Sitte mit einem Banquet bewirthet. Dabei wurde so große Pracht entwickelt, daß ich gar nicht begreifen konnte, wie ein Land so viele reiche und freigiebige Herren hervorbringen und ernähren konnte.

Nach den großen Jagden in dieser Gegend reisten wir nach Groden<sup>25</sup>), einer Stadt in Lithauen. Dort erkrankte ich in Folge der vielen Banquete, die ich mitgemacht hatte. Als ich mich wieder besser fühlte, ersuchte ich Ihre Majestäten mich nach Deutschland zu beurlauben. Sie gestatteten mir auf das gnädigste abzureisen, gaben mir einen Königlichen Paß für Ihr ganzes Königreich und einen Empfehlungsbrief an Ihre Majestät die Kaiserin, sowie Depeschen für den Erzherzog. Außerdem beschenkten sie mich mit sechshundert Scudi und zwei reichen Polnischen Anzügen, sowie mit einem zweispännigen Wagen: der Herr Gesandte sollte bequem reisen, und weder von der Sonne noch vom Winde zu leiden haben. Ja, es wurde mir sogar ein Dolmetscher mitgegeben, der mich bis an die Grenze bringen sollte. Drei vornehme Herren vom Hofe beschenkten mich außerdem jeder mit einem Pferde.“

Nun reist er über Krakau nach Wien und empfängt wieder Empfehlungsbrieife am Kaiserlichen Hofe. Mit diesen und Geld wohl versehen geht er nach Italien, wo er bei allen möglichen Fürsten und vornehmen Leute seine Narrenrolle spielt, und sich überall gut bezahlen läßt.

Offenbar trieb ihn ein unwiderstehlicher Drang immer

wieder nach Rom zurück. „Ich kam“, erzählt er<sup>26)</sup>, „in der Hauptstadt der Christenheit an, die ich immer für meine wahre Heimath gehalten habe, weil ich in ihr aufgewachsen bin. Ich begab mich sogleich nach meinem Hause, welches ich im Besitze eines Mannes fand, der es von meinem Nachfolger gekauft hatte. Ich erkundigte mich, wohin meine Schwestern gegangen seien, und erfuhr, daß sie in's andere Leben verreist waren. Ihr Tod war mir schmerzlich, denn ich hatte als Bruder an ihnen handeln und den Aerger, den ich ihnen früher verursacht hatte, wieder gut machen wollen. Ich erkundigte mich, ob sie mir etwas hinterlassen hätten, erfuhr aber, daß sie verheirathet gewesen waren und Kinder hatten. So mußte ich mich in Geduld fügen und auf Trauerkleider verzichten.

Eines Morgens besuchte ich den Cardinal Mattei<sup>27)</sup>, welchen ich am Kaiserlichen Hofe gekannt hatte, wo er apostolischer Nuntius gewesen war. Er nahm mich freundlich auf und beschenkte mich.

Ebenso gut behandelte mich der Marquis Mattei, welcher damals die Truppen Seiner Heiligkeit befehligte.<sup>28)</sup> Ich hatte ihn gekannt und Gutes von ihm erfahren, als er in den Niederlanden Oberst in der Kaiserlichen Armee war.“<sup>29)</sup>

Nun erzählt Estebanillo, wie ihn der Marquis an dem Morgen, wo er ihn besuchte, mit „nach einem Garten nahm, den er außerhalb Rom's besaß und welcher „das Schiffchen“ heißt.“ Von den beiden Villen der Mattei, kann die auf dem Palatin gelegene (die spätere Villa Mils) hier nicht in Betracht kommen, sondern nur die von Ciriaco Mattei, Herzog von Giove, im Jahre 1582 erbaute Villa auf dem Cälius. Freilich liegt sie ebensowenig außerhalb der Mauern Roms wie sie die Navicella heißt. Aber der Constantinsbogen, durch welchen hindurch Estebanillo gehen mußte, wenn er den Marquis Mattei aus seinem Palaste bei Santa Catarina de' Funari nach der Villa begleitete, konnte ihm wie ein Stadthor, und das Trüm-

merfeld, welches man von der Villa aus überblickt, im Gegensatz zu der engen und winkeligen Gegend, wo seine Patrone wohnten, als außerstädtisch erscheinen. Den Namen Navicella gab er der Villa aus Verwechslung mit der Piazza della Navicella bei dem Eingange derselben vor der Kirche Santa Maria in Domnica, die auch S. Maria della Navicella von der Marmorcopie eines antiken Schiffes heißt, welche Leo X hier einst hatte aufstellen lassen.<sup>30)</sup>

Sehr unbescheiden fährt nun Estebanillo fort, die unvergleichliche Schönheit der Villa Calimontana zu loben: er hätte doch wissen sollen, daß er wie alle andern Südländer gar keine Berechtigung zum Naturgenuß hatte, und zu einer Zeit, wo das Gefühl dafür noch gar nicht entdeckt war (das ist ja erst im vorigen Jahrhundert geschehen) sich nicht herausnehmen durfte unsere heutige Bewunderung zu theilen. „Diese Villa,“ sagt er, „ist, abgesehen davon, daß sie an Schönheit ein Wunderwerk der Natur ist, eine der berühmtesten in Europa. Der Marquis gab hier ein Banquet, was mit den Gastmählern verglichen werden mußte, welche einst die alten Kaiser in Rom gaben. Da der Marquis Diener aus allen Nationen hatte, die aus Flandern und Deutschland mit ihm gegangen waren, und da an diesem Tage schwer geladen wurde, so entstanden zwischen den Dienern des Marquis und denen seiner Gäste förmliche Schlachten, ohne daß sich Jemand die Mühe nahm, die Kämpfer zu trennen, da jeder wußte, in welchem Zustande sich alle befanden.“

Auch ich war sehr voll von Wein, zog, ohne recht zu wissen, was ich that, den Degen, stürzte mich mitten in das Gewühl, und hieb nach rechts und links um mich. Zuerst waren die Kämpfer etwas verblüfft, dann aber fielen sie sämmtlich über mich her, und einer gab mir einen so kräftigen Schlag, daß mir ein rother Strom aus dem Munde stürzte. Das ganze Lacayengefindel lief davon, da sie glaubten ich sei todt.

Ich selbst glaubte auch, meine letzte Stunde sei gekommen

und schrie laut, ich wolle beichten. Zufällig befand sich ein Arzt da. Dieser fühlte meinen Puls, der sehr schnell ging, kümmerte sich aber nicht um die Ursache meines Leidens, sondern trug dem Gärtner auf, so schnell als möglich einen Priester zu holen; denn er behauptete, ich hätte nur noch wenige Stunden zu leben.

Der gute Gärtner beeilte sich mir den Caplan des Marquis zu bringen. Als ich ihm sagte, der Arzt habe mich aufgegeben, fing er laut an zu lachen, und nahm mir den Hut vom Kopfe, um meine Wunde zu besichtigen. Mein Kopf war nicht einmal blutig, und hatte nur eine kleine Beule bekommen. Darauf sagte er zu dem Gärtner: „wenn der gute Mann, der so schwer verwundet ist, jedes Mal in ähnlichen Fällen beichten will, so muß er überhaupt niemals ohne Caplan ausgehen. Seine Krankheit ist durch Schlaf zu heilen. Bringt ihn in ein Zimmer, wo er ausschlafen kann. Ich büрге für seine Genesung.“

Der Capellan ging fort, und gab den Herren Nachricht von meinem Zustande. Der Gärtner brachte mich in ein Zimmer, wo ich mich in's Bett legte, um am nächsten Morgen frisch und gesund aufzuwachen. Ich dankte dem Gärtner für die Freundlichkeit, womit er mich gepflegt hatte, und kehrte nach Rom zurück. Dort theilten mir einige alte Freunde mit, die Schirren hätten Wind von meiner Ankunft bekommen, und wollten mich alter Sünden wegen festnehmen. Ich machte also, daß ich so schnell als möglich nach Ripa Grande kam und schiffte mich auf einer Neapolitanischen Felucke ein, die im Begriffe war, abzusegeln.“

Von Neapel geht er dann wieder nach Spanien, kommt nach den Niederlanden und will sich endlich in Neapel, für welche Stadt er immer eine große Vorliebe zeigt, zur Ruhe setzen. Welche Pläne er für die Zukunft hatte, sieht man aus der Schilderung der Audienz, welche ihm der König von Spanien in Saragossa gewährte.<sup>31)</sup>

„Ich zitterte vor Angst, da ich glaubte, der Anblick eines so mächtigen Souverains würde mich vollständig vernichten. Ich überreichte ihm die Papiere, aus welchen er meine Dienste als Courier ersehen konnte, sowie den Empfehlungsbrief der Kaiserin Maria, und Zeugnisse darüber, daß ich im Dienste des Cardinal-Infanten Don Fernando gestanden hatte, und bat zur Belohnung um die Erlaubniß in Neapel ein Gesellschafts- und Spielhaus<sup>32)</sup> halten zu dürfen. Seine Majestät gewährten mir nicht allein diese Bitte, sondern gaben mir auch einen Empfehlungsbrief an den Vicerönig von Neapel, Admiral von Castilien, worin demselben aufgetragen wurde, mich in jeder Hinsicht zu beschützen und zu begünstigen.“

Mit der Andeutung der Absicht, ein derartiges Etablissement zu eröffnen, schließt Estebanillo die Denkwürdigkeiten seines Lebens.

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß die Histoire d'Estevanille Gonzalez von Lesage mit der eigentlichen Lebensbeschreibung Estebanillo's nicht viel mehr als den und die, nämlich darin vorkommenden, Namen gemeinsam hat. Lesage sagt selbst in der Vorrede, er habe aus den relaciones de la vida del escudero Marcos de Obregon, und aus choses . . . que j'ai tirées tant de mon propre fonds que de plusieurs auteurs castillans Erweiterungen hinzugefügt und Vieles unterdrückt. Das Ganze ist lediglich ein überall her zusammen geborgter Roman, der ebensowenig ein Bild von dem Leben des siebenzehnten Jahrhunderts giebt, wie Gil Blas dem Spanischen Leben etwa mehr ähnelt als eine Photographie einem Delgemälde.

## Anmerkungen.

1) Voyages (Rome & Paris 1774) I. 302: Les palais ont force suite de mambres les uns après les autres. Vous enfilés trois ou quatre salles, avant que vous soyés à la maistresse. En certains lieux où M. de Montaigne disna en cerimonie, les buffets ne sont pas où on disne, mais en un'autre première salle et vatt-on vous y querir à boire, quand vous en demandés; et là est en parade la veselle d' arjant.

2) Die Römer nennen dies mit einem eigenen Ausdrucke sfondato.

3) Vol. II. 291. — Ich citire nach der Madrider Ausgabe von 1778, der einzigen älteren, die mir zugänglich ist. Ticknor (übersezt von Julius) II. 223 kennt sie nicht, sondern führt nur die Drucke Antwerpen 1646, Madrid 1652 und 1795 an. Die von mir gebrauchte leidet zwar an vielen Druckfehlern, scheint aber, der Orthographie nach, ein Abdruck der Originalausgabe zu sein. In Rivadeneyra's Bibliotheca, besteht die Sammlung der *Novelistas posteriores a Cervantes* aus zwei Bänden: auf dem Titel des ersten (Madrid 1864) steht die Bezeichnung *Tomo primero* nicht; dieser erste Band wird bezeichnet als *Collecion revisada y precedida de una noticia critico-bibliografica*, por Don Cayetano Rosell, welcher bibliographische Notizen über die Ausgaben beigegeben hat, die seinen Texten zu Grunde liegen. Auf dem Titel des zweiten Bandes dagegen ist kein Herausgeber genannt, sondern nur ein *bosquejo historico sobre la novela Española* von D. Eustaquio Fernandez de Navarrete beigelegt. Die Orthographie ist modern, die Ausgabe, welche zu Grunde liegt, nicht angegeben; Correctheit darf man nicht erwarten: z. B. heißt die Römische Familie Mattei S. 326 a Matey und S. 352a Matei. — Mit der Ausgabe der Werke Quevedo's ist es in der Bibliotheca de autores Españoles ähnlich gegangen.

4) I. 170.

5) Der vierunddreißigste Theil eines Real.

6) Ein Real ist der vierte Theil eines Franc.

7) Es könnte hiermit Saint Malo de la Lande gemeint sein, wenn man dahin (denn zu Schiffe scheint er nicht gereist zu sein) in 3 Tagen gelangen könnte.

8) Zu etwa 5 Francs.

9) Zu etwa 10 Francs.

10) I. 219.

11) I. 233.

12) esparto: ein hartes Gras, aus dem man Schuhsohlen, Stricke und ähnliches in Spanien macht: die Schiffsseile der Homerischen Griechen waren wohl aus demselben Stoffe verfertigt. Uebrigens werden große Quantitäten davon nach Deutschland eingeführt: meines Wissens dienen sie bei uns jedoch nur zum Reinigen der Weinfässer.

13) I. 261.

14) I. 318.

15) Etwa vier und eine halbe Mark.

16) I. 321.

17) II. 4.

18) Zu etwa einer Stunde.

19) II. 21.

20) Mémoires (ed. Chéruel) I. 61: „la reine m'a dit qu'elle avoit trouvé dans la cassette du roi après sa mort des mémoires où elle avoit vu que mon mariage étoit résolu avec le prince; elle ne me dit que cela: c'étoit assez pour juger que si les Espagnols en avoient eu la moindre lumière, ils s'en seroient défaits de quelque manière que ce pût être.

21) II. 90.

22) Die bei Estebanillo meist verstümmelten Deutschen Ortsnamen habe ich stillschweigend verbessert.

23) la nuestra (lengua) nennt Estebanillo Spanisch und Italienisch in ganz richtigem Gefühle zusammen.

24) Wahrscheinlich ist Bialystok oder Bjelak gemeint, welche Gegend früher zu Lithauen im weiteren Sinne gerechnet wurde.

25) Es ist Grodno gemeint.

26) II. 175.

27) In der mir vorliegenden Ausgabe wird immer Matey geschrieben. — Der Cardinal Caspar Mattei starb im Jahre 1650 und ist in St. Cäcilia begraben.

28) Vielleicht ein Irrthum; wenigstens war dieser Mattei kaiserlicher Gesandter am päpstlichen Hofe.

29) Er verlor in den Niederlanden ein Auge.

30) Bunjen und Platner, Beschreibung Rom's III. S. 494.

31) II. 257.

32) una casa de conversacion y juego de naypes.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17 a.

DEBRECENI EGYETEMI KÖNYVTÁR  
GYARAPODÁSI 1937: 11581 NAPLÓSZÁM

